

## Tue Gutes

### Was könnte das Gute sein, das zu tun wäre?

#### 1. Dumme Fragen

Suche ich nach Antworten, beginne ich meist mit sogenannten dummen Fragen. Ihre oft hinterhältige Abgründigkeit zeigt sich mir meist erst im Nachhinein. Sie irritieren, lösen Verwunderung aus, belästigen. Vergleichbar vielleicht mit jenen, die uns Kinder stellen. An jede dieser Fragen lassen sich problemlos eine Reihe weiterer Fragen anschliessen. Und das Raffinierte dabei ist, dass jede dieser Fragen zu weiteren, tiefgründigen Reflexionen herausfordert. Dumme Fragen ermöglichen gescheite Antworten – darum gönne ich sie mir hie und da!

Zum Thema *Gutes tun* sind mir etwa folgende Fragen in den Sinn gekommen:

1. Sind gute Fussballer gute Menschen?
2. Hat das Wort *Diebesgut* etwas mit Ethik zu tun?
3. Beschreibt, wer psychologische Gutachten verfasst, das Gute?
4. Ist gutbürgerliche Küche gut verträglich?
5. Warum ist der Begriff *Gutmensch* zum Schimpfwort geworden?
6. Ist die Weltwoche eine gute Zeitung?
7. Warum erfreuen uns Geschenkgutscheine?
8. Ist ein Ethik-Lexikon Stückgut?
9. Wie lebt es sich, wenn alles gut geworden ist?
10. Warum will ich lieber gut aussehen statt gut verdienen?

Beim Nachdenken über *das Gute* bzw. *das Gute tun* habe ich unterschiedlichste Gedanken mehr oder weniger gründlich ausprobiert. Was ich bei meiner, zugegebenermassen oft beschwerlichen, philosophischen Gedankenreise, herausgearbeitet habe, will ich Ihnen nun vortragen. Inwiefern ich mit

meinen Ausführungen in irgendeiner Weise Gutes bewirken werde, überlasse ich selbstverständlich Ihrer Beurteilung.

## 1. Einleitung

Philosophisch betrachtet gehört das Gute zu den zentralen Begriffen der Metaphysik und der praktischen Philosophie, zu der auch die Ethik gehört. Exkurs: Praktische Philosophie als Theorie und Praxis des guten Lebens beschränkt sich nicht auf Ethik allein. Wenn ich beispielsweise wellnessen geh und meine Seele baumeln lasse, tut mir das ohne Zweifel gut, mit Ethik aber hat dieser Akt der Selbstverwöhnung rein gar nichts zu tun.

Metaphysische Denk-Systeme, wie etwa die monotheistischen Religionen, sehen alles in einem zielgerichteten, klar strukturierten und systematischen Ordnungszusammenhang. Sie sind hermetisch, widerspruchsfrei, schlüssig, in sich selbst konsistent. *Das Gute* als Vollkommenheit und Zweckmässigkeit steht in diesem Theoriesystem für das innere wie funktionale Gutsein der Dinge und gipfelt in der Vorstellung eine höchsten Gutes. Dieses höchste Gut (Summum Bonum) wird dann Gott oder das Absolute genannt. Es ist der Urgrund, von dem alles ausgeht und alles wieder zurückkehrt.

Da ich nicht zum Metaphysiker taue und Sie als PsychologInnen vor allem an Theorien und Praktiken des guten Lebens interessiert sein dürften, verlasse ich hier die Pfade der Metaphysik. Ich werde die Thematik also vor allem im Lichte der praktischen Philosophie betrachten und nur sporadisch religiöse Sichtweisen zur Sprache bringen. Doch bevor es soweit ist, bedarf es noch weiterer Bemerkungen allgemeiner Natur.

Zurück zum Begriff schillernden und überaus schwierigen Begriff *Das Gute*. Obwohl von zentraler Bedeutung für unser Denken, Handeln und Fühlen kann *Das Gute* nicht eindeutig bestimmt werden. Es kursieren eine Vielzahl von

Definitionen. Im Sprachgebrauch der philosophischen Tradition lassen sich grob zwei Bedeutungen unterscheiden: eine absolute und eine relative. Gegenwärtig dominieren die Relativisten den philosophischen Diskurs. Ich nehme an, das wird Sie nicht wirklich überraschen. Relativismus ist Zeitgeist. *Das Gute* als Prädikat, das eine objektive Eigenschaft des Seienden beschreibt, hat abgewirtschaftet und wurde zum relationalen Begriff. Konsens ist: Urteile von Sachen oder etwa Leistungen werden subjektiv gefällt. Fundamentalisten sehen das logischerweise radikal anders. Was gilt, gilt absolut. Kein Christenmensch mehr, wer an den Zehn Geboten rüttelt.

Was bedeutet dieser Paradigmenwechsel? In der Hauptsache beschert er uns eine happige Frage: „Wenn *Das Gute* ein *relativ Gutes* ist, was ist dann jeweils gut und für wen?“ Gerade in Zeiten eines narzisstisch aufgeladenen Hyperindividualismus, wo alles nur noch um die Achse des eigenen Ichs zu rotieren scheint, wird die Beantwortung dieser Frage zur dringlichen Aufgabe. Auf jeden Fall ist sie psychologisch-pädagogisch brisanter und politisch relevanter als viele wahrhaben wollen. Das gute Leben ist kein ausschliesslich individuelles, rein privates Projekt, sondern immer auch ein gesellschaftliches sprich politisches! Das Gute hat Geltung weit über das Individuum hinaus.

Nun, es wird Zeit einen weiteren Schritt zu tun und das Feld der Ethik zu betreten.

## **2. Ein kleiner Exkurs über die Tugend**

Mir scheint, es lohnt sich, in unserem Zusammenhang gedanklich etwas beim uncoolen Begriff der *Tugend* zu verweilen. Was nicht mehr in Mode ist, hat nicht zwangsläufig schon ausgedient. Hier ein Vorschlag zur Begriffsbestimmung: *Das Gute*, existierend als gute Handlungen und Haltungen bezeichnen wir traditionellerweise mit dem Wort *Tugend*, was sich von *Tauglichkeit* herleitet.

Was aber ist mit *Tauglichkeit* gemeint? Die alten Griechen beschreiben sie als spezifisches Vermögen. Ein Messer taugt zum Schneiden. Menschen zum Denken, Wallwurz zur Heilung von dumpfen Verletzungen. Was also Gegenstände oder Lebewesen vermögen, macht ihren Wert aus. In diesem allgemeinsten Sinn bestimmt also der spezifische Vorzug und nicht der Gebrauch oder der verfolgte Zweck die Tauglichkeit. Pointierter: Tauglich ist das Messer sowohl in der Hand eines Kochs als auch eines Mörders.

Wenn alles sein spezifisches Vermögen hat, durch das es vorzüglich wird oder werden kann, was macht dann die Vorzüglichkeit des Menschen aus? Es ist unsere Art menschlich zu sein, unsere Fähigkeit Gutes zu tun. Ich zitiere den französischen Philosophen André Comte-Sponville: „*Seit Aristoteles bezeichnet man die Tugend gemeinhin als eine erworbene Disposition oder Fähigkeit, das Gute zu tun. Aber sie ist mehr: Sie ist das Gute selbst, geistig und wirklich. Das absolute Gute, das Gute an sich, das man nur zu erkennen oder anzuwenden bräuchte gibt es nicht. Wir sollen das Gute nicht betrachten; wir sollen es tun. Tugend ist nichts anderes als das Bemühen, sich gut zu verhalten...*“<sup>1</sup>

Aristoteles verzichtet bewusst auf einen metaphysischen Begründungszusammenhang. Tugenden fallen nicht wie Manna vom Himmel. Tugendhaft werden wir in Beziehung mit Anderen. Tugendhaftigkeit ist wesenhafter Teil der Menschwerdung des Menschen in Beziehung mit sich selbst und Anderen. Tugend im spezifisch menschlichen Sinne ist menschliche Kraft oder Menschlichkeitskraft, die *Das Gute* schafft.

In der Menschenwelt gibt es den Begriff der *Tugend* nur im Plural. *Die* Tugend gibt es nicht. Ebenso wenig gibt es einen für alle Zeiten in Stein gemeisselten Tugendkatalog. Kulturell

---

<sup>1</sup> Comte-Sponville, André; Ermutigung zum unzeitgemässen Leben, Reinbek bei Hamburg 1998, S.15f

Bedingtes unterliegt dem Wandel. Auch das sehen viele Menschen fundamental anders. Für mich ist ein begründeter Relativismus menschenfreundlicher als die Besserwisserei aller selbsternannten Tugendwächter.

Das Nachdenken über Tugenden allein macht nicht tugendhaft. „*Es gibt nichts Gutes. Ausser man tut es.*“ sagt Erich Kästner. Das macht die Sache anspruchsvoll und führt uns schnurstracks in die praktische Philosophie, die sich mit der Frage beschäftigt „Was soll ich tun?“ resp. „Was sollen wir tun?“. Tugendfragen sind Ethikfragen. Tugenden sind unsere ethischen Werte, sofern sie gelebt werden. Und diese Werte unterliegen immer einer Werteskala. In demokratischen Gesellschaften entstehen Werte und Wertehierarchien über Debatten. Wenn Werte, wie Hannah Arendt zu sagen pflegte, durch uns Menschen in die Welt kommen, dann ist der Wert der Wertedebatte die Debatte selbst. Gerade im Umgang mit Jugendlichen und Erwachsenen, die den Relativismus mit der Muttermilch verabreicht bekommen haben, wäre diese Einsicht eine Bedingung der Möglichkeit einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der weit verbreiteten Pseudotoleranz der Beliebigkeit.

### **3. Eine Zeitreise in die griechische Antike**

Tugendhaft leben ist Knochenarbeit. Ohne Anstrengung geht da nichts! Doch für was genau soll ich mich denn anstrengen? In dieser Sache haben es die Theologen einiges einfacher als die Philosophen. Die kennen *Das Gute* dank Offenbarung, auch wenn sie es hie und da selbst verfehlen.

Ich halte mich in dieser Sache lieber an Sokrates: Nicht wissen, ist nicht weiter dramatisch. Nichtsdestotrotz sollten wir nicht aufhören, redlich nach begründeten Antworten zu suchen. Sokrates wollte Antworten auf die Frage „Gibt es ein sittliches Wissen, das Gut und Böse oder moderner Recht und Unrecht zuverlässig zu unterscheiden vermag?“

Ich skizziere kurz seine Antwort: Der Mensch als vernunftbegabtes Wesen kann Rechenschaft über sich und sein Leben ablegen und schliesslich erkennen, wie er sich verhalten muss. Selbsterkenntnis befähigt, *Das Gute* zu tun. Andernfalls wussten wir es nicht besser. Ich kann mir vorstellen, dass einige unter Ihnen mit Überzeugung sokratisch arbeiten und auf Einsicht qua Selbsterkenntnis als Therapeutikum setzen. Ich verstehe das! Als ich vor ein paar Jahren in die Diabetesberatung musste, wurde ich mit folgenden Worten empfangen: „*Als Philosoph werden sie schnell einsehen, was gut für sie ist!*“. Gut gemeint, doch kein einziger Vermicelles Coupe war damit abgewehrt.

Die Einwände gegen diese Art von Vernunft-Idealisierung liessen logischerweise nicht lange auf sich warten. Bereits Aristoteles sah die Sache weit weniger romantisch. Die Vorstellung, dass in jeder Menschenseele die volle Erkenntnis schlummert und durch einen Akt philosophischer Hebammenkunst (griechisch: Mäeutik) ans Licht gezerrt werden kann, war ihm nicht plausibel genug.

Aristoteles betonte die Vieldeutigkeit des Wortes *gut*. Es steht nicht für eine einheitliche, ontologisch eigenständige Idee des Guten. Es kann in verschiedenen Kategorien verwendet werden. Als *gut* bezeichnen können wir sowohl eine Substanz als auch eine Qualität, eine Quantität, eine Relation, eine Zeit oder einen Ort kann. Und auch für die Praxis ist die Idee eines absolut Guten bedeutungslos. Sein Argument: Jeder berufstätige Mensch wolle sein besonderes Gut hervorbringen und dabei sei ein Wissen über *das Gute selbst* nutzlos. Was wäre wohl das besondere Gut bei Ihnen als Kinder- und Jugendpsychologen?

Aristoteles, der Entdecker der Diversität, vertritt eine Unterschiedlichkeit der Fachgebiete und entsprechende Pluralität der Methoden. Ich zitiere den Philosophen Wolfgang Welsch:

„Eine bestimmte Methode wird jeweils für einen bestimmten Bereich passen, für einen anderen aber nicht. Man muss jeweils herausfinden, welche Methode wo angemessen ist. Es gilt, grundsätzlich spezifizierend.“<sup>2</sup> Die Haltung „one fits all“ ist eine Mogelpackung.

### 3.1 Die ethische Theorie des Aristoteles

Die Wortprägung *Ethik* geht auf Aristoteles zurück. Allerdings verwendet er nur das Adjektiv: Er spricht von *ethischer Theorie* oder *ethischer Sachabhandlung*. Er will damit zum Ausdruck bringen, dass der Ausdruck *ethisch* etymologisch sowohl auf den Charakter als auch auf die Gewohnheit anspielt und die Gewöhnung für die Charakterbildung und das sittliche Verhalten ausschlaggebend ist. Auf diese Akzentverschiebung werde ich später nochmals zu sprechen kommen.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, warum Aristoteles an einer Sollens- oder Gebotsethik nicht interessiert war. Er richtet sein Augenmerk auf das, wonach wir streben. Die Antwort lautet: Wir streben nach dem Guten und letztlich dem, was die alten Griechen *Glückseligkeit* (eudaimonia) genannt haben. In letzter Konsequenz ist die aristotelische Strebens-Ethik dem Inhalt nach eine Glücks-Ethik. Was Aristoteles entwickelt hat, ist keine Ethik des Absoluten, sondern eine des menschlichen Lebens mit Blick auf die darin liegenden Vollendungsmöglichkeiten. Glückseligkeit ist das universale und letzte Ziel. Das Glück erwählen wir um seiner selbst willen. Niemals wird es eines anderen wegen gewollt. Mehr als Glücklich-Sein geht nicht!

Für die griechische Antike war klar: Tugendhaftigkeit ist der Schlüssel zum Glück. In unserer modernen kapitalistischen Welt ist das Glück längst von den Tugenden abgekoppelt worden. Das macht das Einüben von Haltungen definitiv unattraktiv. Warum tugendhaft handeln wollen und beim Üben immer wieder Niederlagen einstecken, wenn ich mein Glück ganz

---

<sup>2</sup> Welsch, Wolfgang; *Der Philosoph*, München 2012, S. 41

ohne persönliche Anstrengung mit einem Mausklick in der Bitcoin-Welt erreichen kann?

### 3.2 Epikur – Philosoph der Lust

Epikur spinnt den aristotelischen Faden weiter und reichert ihn mit einer weiteren Zutat an: der lustvollen Erfahrung. Ausgangspunkt ist auch für Epikur die Überzeugung, dass *Das Gute* vom subjektiven Empfinden abhängt. Jedes Individuum setzt sich seine Werte selbst und entscheidet allein darüber, was für ihn gut oder übel ist. Eine sittliche Weltordnung mit absolutem Geltungsanspruch ist für ihn eine metaphysische Chimäre.

Am Anfang und am Ende des glückseligen Lebens steht die Lust. Ich zitiere: „*Der Anfang und die Wurzel alles Guten ist die Freude des Magens; selbst die Weisheit und alles, was noch über sie hinausgeht, steht in Beziehung zu ihr.*“<sup>3</sup> Die sinnliche Lust ist für Epikur das höchste Gut, der einzige Selbstzweck, um dessentwillen alles geschieht.

Freude und Glücksempfinden haben ihre Wurzeln im Genuss. Eine Einsicht, die interessanterweise weder die hedonistischen Konsumjunkies noch die asketischen Weltverächter verinnerlicht haben. Der Zeitgeist predigt eine Lust, die wir ständig verfehlen! Wir leben heute eher mit der Überzeugung, dass nur lange und glücklich lebt, wer auf alles Angenehme verzichtet. Einst unverdächtige Genüsse, beispielsweise *e fettigi Bärner-Platte mit Nidle-Merängge, Kaffi Zwetschge* und *Zigi*, bekommen wir höchstens noch in Köhler-Filmen aus dem Entlebuch vorgesetzt.

Doch ist *Das Gute* wirklich immer *Das Gesunde*? Vielleicht müssten wir wieder lernen, dasjenige zu schätzen und zu würdigen, wozu es sich zu leben lohnt. Das risikofreie Leben ist genau besehen nämlich gar keines mehr. Ein Leben ohne

---

<sup>3</sup> Laskowsky, Paul M.: Epikur – Philosophie der Freude, München 1988, S. 94



Genuss, Schönheit und ein vernünftiges Mass an Sich-Gehelassen verkehrt sich schnell in ein trauriges und vergeudetes.

Das gute Leben will ein genussreiches sein. Mit zügelloser Sinneslust, die ständig nach Mehr verlangt und mehr Süchtige als Genussmenschen produziert, hat Epikurs Vorstellung eines guten, genussreichen Lebens nichts gemein. Im Gegenteil, das Streben nach einem schönen Leben ist gepaart mit Mässigkeit, Selbstbeherrschung und Gelassenheit. Damit wir nicht nur in den Tag hinein leben, sondern ihn nutzen.

Sie vermuten richtig: Epikur liegt mir. Und wäre ich Kinder- und Jugendpsychologe, ich würde meine Arbeit mit dem Spruch bewerben „Gutes tun heisst: Andere schadlos zu den Lüsten des Lebens führen!“.

Was also bleibt nach meinem Ausflug in die griechische Antike? Vielleicht nur so viel: Die alten Griechen lebten aus der Gelassenheit heraus, dass das Glück ganz nahe bei uns ist und es verdunstet, wenn wir es jagen. Die Glückseligkeit findet uns, wenn wir in der Gegenwart in der rechten Weise Handeln und Denken. Das Glück können wir nicht herbeizwingen. Wir können nur so leben, dass es uns finden kann.

#### **4. Theorie und Praxis des guten Lebens**

Philosophie als Lebenskunst war immer Theorie und Praxis des guten Lebens zugleich. Sie bemüht sich um Einsichten in das Wesen der Dinge, damit das private und politische Leben auf gute, sinnerfüllte und schöne Weise geführt werden kann. Wie wir die Welt nützen und uns in ihr einrichten wollen, hängt wesentlich von unseren Einsichten, Entscheidungen und Übungsprogrammen ab. Zugespitzter formuliert: Lernen das Richtige richtig zu tun, ist ein pädagogisches Projekt. Es kann gleichsam als Versuch beschrieben werden, Menschen ohne Indoktrination zur Selbstgestaltung, Selbstbestimmung, Entscheidungskompetenz, Selbsterziehung und

Selbstvervollkommnung zu befähigen. Der Mensch erzeugt sich durch Übung und Reflexion.

In der Philosophie der Lebenskunst durchdringen Theorie und Praxis einander gegenseitig. Auf konkrete Erfahrungen werden Antworten formuliert bei gleichzeitigem Verzicht auf Patentrezepte. Der amerikanische Soziologe Richard Sennett hat dafür den Begriff *Handwerk der Erfahrung* geprägt. Bei handwerklichen Tätigkeiten stehen praktisches Handeln und Denken in einem ständigen Dialog.

Fatalerweise läuft die gesellschaftliche Entwicklung in eine andere Richtung. Wir richten Trennlinien ein: Theorie oder Praxis, Kopf oder Hand. Die einen produzieren Konzepte am laufenden Band, die anderen führen sie aus. In unseren Gesellschaften herrscht inzwischen ein eklatantes Missverhältnis von wissenschaftlich-technischem Verfügungswissen und praktischem Orientierungswissen. Doch das Wissen um Ursachen, Wirkungen und Mittel allein löst noch keine Probleme. Wir brauchen auch Antworten auf die Frage, was wir mit unserem Können tun wollen. Ohne handlungsleitendes Wissen wird unser Können orientierungslos.

Was also könnte uns selbst und anderen weiterhelfen im Bemühen das Gute zu tun?

#### **4.1 Das Vermögen der ethischen Urteilskraft (phronesis)**

Wir brauchen in verschiedenen Bereichen unterschiedliche Intelligenzen oder Rationalitäten wie etwa die mathematisch-naturwissenschaftliche, die ethische oder die ästhetische. Noch einmal Aristoteles: Nur sachspezifische Methoden sind ihren Gegenständen angemessen. Im Bereich des sittlichen Handelns spielt die Klugheit eine massgebende Rolle.

*Gutes tun im weitest möglichen Sinne, ist „immer ein Handeln in Situationen, wo es gerade darauf ankommt, dass in dieser Situation Adäquate zu finden. Es gibt keine starren Gesetze,*

*die man dann in der jeweiligen Situation – unverändert, abstrakt, ohne Zusatzbedingungen zu berücksichtigen und Adaptionsleistungen zu vollziehen – bloss zu verfolgen hätten. Es kommt vielmehr darauf an, dass im Einzelfall Richtige herauszufinden, und dies ist Sache der ethischen Urteilskraft, der phronesis.“<sup>4</sup>*

Ich nehme an, Sie haben bemerkt, dass die Frage, was denn nun *Das Gute* sein könnte, noch immer nicht beantwortet ist. Das hat Methode. Philosophisch macht es manchmal durchaus Sinn, mit Begriffen zu arbeiten, die unterbestimmt sind. Gäbe es für Ihre Arbeit eine evidenzbasierte Checkliste für *Das Gute* – kreierte von smarten (Fach-) Hochschulen –, Sie könnten getrost den Beruf wechseln. Was für jeden einzelnen Menschen in seiner ganz konkreten Situation *Das Gute* sein könnte, muss immer wieder neu in Beziehung mit Anderen bestimmt oder justiert werden. Wir stehen als Einzelne und als Gesellschaft in einem Suchprozess ad infinitum. Adäquate Antworten sind nur schwer zu finden. Wahrlich kein Honiglecken, zumal wir auch noch mit dem Bewusstsein leben müssen, dass *Das Gute* nicht zwangsläufig gut bekömmlich sein muss. Vermutlich wurden im Namen des Guten mehr Menschen umgebracht als umgekehrt.

Übrigens: *Das Gute Tun* gibt es auch als App im App Store von Apple oder als zuverlässige Spenden-App für Organisationen wie Helvetas oder Greenpeace. Nur schade, ist das Leben meist anders als unsere Apps. Apps sind kein Ersatz für das Einüben der Lebensklugheit.

Ich komme zum Schluss!

## **5. Schlussbetrachtung**

Die Suche nach dem, was *Das Gute* sein könnte, ist aufs engste mit der Glücksfrage verknüpft und deshalb für uns Menschen von existentieller Bedeutung. Auf diesen

---

<sup>4</sup> Welsch, Wolfgang; *Der Philosoph*, München 2012, S. 291

Suchprozess zu verzichten, wäre gleichbedeutend mit dem Verzicht auf Glückserfahrungen. Fatal ist nicht die Unmöglichkeit einer absolut gültigen Definition des Guten, sondern das Aussetzen der Suche nach Angemessenheit. Die Menschwerdung oder ebenso pathetisch die Humanisierung des Menschen vollzieht sich in Beziehung mit Anderen als ein gemeinsamer Such- und Einübungsprozess mit dem Ziel *Das Gute* zu tun. Letztlich geht es darum, Settings und Verhaltensweisen bereitzustellen, die unser aller Gedeihen befördern. Das geht vom Bereitstellen der notwendigen Ressourcen bis hin zur Verantwortungsübernahme oder der Verpflichtung dem Anderen das zu gewähren, was ihm gut tut.

Was wir brauchen sind dialogische, differenzverträgliche Menschen, die zuhören gelernt haben und sich mit Anderen auf die Suche machen. Im Gespräch können wir herausfinden, was getan oder zumindest ausprobiert werden müsste. Wirkliche Einsicht ist nur über das konkret geführte, persönliche Gespräch, über eine wesentlich interessierte Begegnung mit dem konkreten Anderen zu erlangen.

Im Zwiegespräch lernen wir die Persönlichkeit von Anderen kennen und ihre Interessen, Werte, Überzeugungen und Vorurteile, ihre Art zu denken und zu argumentieren verstehen. Am meisten jedoch lernen wir über uns selbst, wenn wir im Dialog mit anderen unsere eigenen Gedanken, Gefühle und Erfahrungen klären und sie uns damit erst eigentlich ganz zu eigen machen.

Im Zu-Worte-kommen-Lassen der Anderen und im Zuhören-Können souverän und in der Entgegnung präzise sein, das wäre Kommunikationskompetenz im besten Sinne.

Als philosophischer Praktiker teile ich die Grundüberzeugung der griechischen Antike, dass das gute Leben zumindest ein Stück weit lernbar ist. Damit das gelingen kann, brauchen wir

neben Praxistheorien auch eine Praxis (eupraxia), die auf das richtige, gute Handeln zielt. Verbessern wir unser Handeln, wird das Leben ein besseres. Damit ist ein Grundverständnis des praktischen Lebens skizziert, das auch Ihre Arbeit prägen dürfte oder prägen sollte.

Ich schliesse meine Ausführungen mit einem praktischen Hinweis. Ein ergiebiges Übungsfeld in unserem Zusammenhang ist die Höflichkeit oder altmodischer die Wohlerzogenheit. Aristoteles war überzeugt, dass Tugendhaftigkeit mit der Verinnerlichung von anständigen Umgangsformen beginnt. Höflichkeit mache Tugendhaftigkeit überhaupt erst möglich.

Die Höflichkeit selbst aber ist keine Tugend oder bestenfalls die minderwertigste. Sie tut bloss so, als wäre sie eine. Sie ist das Zur-Schau-Tragen von Tugend, aus dem Tugenden wie Respekt, Gerechtigkeit, Solidarität, Liebe oder Grossherzigkeit entstehen. Ein konkretes Beispiel: Rempfe ich jemanden ohne Absicht an und entschuldige mich, ist das eine Art gespielte, rein äusserliche Tugendhaftigkeit. Und doch bezeuge ich dem Gegenüber ein Minimum an Respekt. Ohne Entschuldigung, selbst wenn sie geheuchelt wäre, könnte sich die Tugend der Anerkennung des Anderen nur schwer entwickeln.

Dazu ein letztes Zitat von André Comte-Sponville: *„Denken über Tugenden ist Bewusstmachen der Entfernung von ihnen. Denken über ihre Vorzüge ist Denken über unsere Unzulänglichkeit oder unsere Erbärmlichkeit. [...] Der Rest ist zu leben...“*<sup>5</sup>

Mehr gibt es vorläufig dazu nicht zu sagen!

Ich danke Ihnen für Ihr Zuhören.

---

<sup>5</sup> Comte-Sponville, André; Ermutigung zum unzeitgemässen Leben, Reinbek bei Hamburg 1998, S.18